

Zwei Tage Ehemann.

Humoreste von Franz Kurze
Elsheim.

„Lieber Norbert, nun sind wir gerade zwei Tage und eine Nacht Mann und Frau, und da willst Du mich schon allein lassen? Nein, ich hätte Dir doch etwas mehr Liebe zugetraut.“ Und das junge Frauchen sank aufschluchzend auf einen Stuhl.

„Ja, liebes Kind, daran mußt Du Dich gewöhnen; wenn Dir das nicht gefällt, so häßest Du eben keinen Künstler heiraten sollen. Ich bliebe ja herzlich gerne bei Dir, aber das Geschäft geht vor.“

„Ach, Du mit Deinem Geschäft. Ich bin Dein Geschäft.“

Jetzt lachte er hell auf, um gleich wieder fortzufahren: „Und es würde mir sehr viel Schaden bringen, würde ich die Soirée beim Grafen von Straubing nicht mitmachen. Ich bin noch jung, Lieb, die Zukunft liegt noch vor mir. In der letzten Zeit war mir das Glück hold, und ich müßte der Mann einer Götze sein, wenn ich dasselbe nicht festhielte. Spiele ich heute Abend dort, so hat das zur Folge, daß ich bekannt werde, daß man mich umschwärmt, und das ist für einen Künstler die Hauptfache.“

„Und daß Dich dann alle die hübschen Damen gern haben. O, ich Unglückliche.“

„Tröste Dich nur, kleine Eifersucht und gib mir noch einen Kuß. Und dann abe. Laß Dir die Zeit nicht lange werden und denke nie und da an mich.“

Norbert Adelhofen war einer jener Musiker, welche man heute häufig in einer großen Stadt findet, die ihre Liebe Noth haben, um durchzukommen. Er war nicht unbegabt, manche prophezeiten ihm eine große Zukunft, und bald erwarb er sich durch Stundengeben doch so viel, daß er an die Gründung eines bescheidenen Hausstandes denken durfte. Außerdem hatte er erst vor Kurzem eine Oper vollendet, von deren Aufführung er sich vielen Erfolg versprach. Nur gebrachte leider der Zehntend des Theaters eine Ausrede nach der anderen, um die Aufführung hinauszuschieben. In der That konnte es sich gerade auf der heutigen Soirée entscheiden, ob er eine Aufführung überhaupt in den Bereich der Möglichkeit ziehen durfte. Denn im Hause des Grafen von Straubing veramaltete sich nicht nur die Creme der Gesellschaft, sondern auch die ersten Kapazitäten der Literatur und Musik. Unter letzteren auch der erste Kapellmeister des Theaters, und hatte er diesen auf seiner Seite, dann war sein Spiel gewonnen.

So wanderte er denn, die Geige in der Hand, dem Hause des Grafen zu. — Und nun jaudzte die Musik auf, das war ein Jubeln und Klängen; man hörte deutlich aus den Tönen heraus, daß sich zwei Herzen gefunden. Dann klang die Melodie wieder so süß, so innig und mild, daß die gästelichen Erbkinnern, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, während des Musikzorns zu plaudern, laun zu atmen wagten und entzückt den berauschenden Klängen, die Norbert seiner Geige zu entlocken verstand, lauschten. Und als der Künstler gendert, entfiel eine minutenlange Pause. Wie ein Mann hatte es sich auf Alle gelegt; dann aber brach ein Weisfall los, den sich Norbert nicht im geringsten hätte träumen lassen. Er vernichte sich dankend vor den Applaudirenden, und nun eilte Alles zu ihm hin, um ihn zu beglückwünschen. Nichts machte ihm aber eine größere Freude als das, daß ein hoher schwärzer Mann zu ihm meinte: „Wie mir erzählt wurde, ist dies die Duvertüre Ihrer Oper.“

Norbert wurde über und über roth und wußte im ersten Augenblicke gar nicht, was er sagen sollte.

„Ich spreche mit dem Intendanten, und was ich als erster Kapellmeister für Sie thun kann, soll geschehen.“ Dann reichete er ihm fortdal die Hand.

Wer war glücklich als Norbert? Wie wird sich sein Weibchen freuen. Er wußte gar nicht mehr, wie ihm geschah. Nur erinnerte er sich später, daß er lange der Mittelpunkt eines großen Kreises, hauptsächlich junger Damen, gewesen, mit denen er sich köstlich unterhalten.

Dann hatte ihn eine Hand gefaßt, und eine Stimme murmelte ihm zu: „Kommt, alter Kamerad, auch mal zu uns. Es giebt Sekt.“

Und einer zog ihn weg und führte ihn in ein Nebenzimmer, wo ihn verschiedene seiner Freunde jubelnd empfingen.

„Norbert, jetzt spielt Du uns die ‚Eigertönigin‘, hörst Du? Tanzen die da drinnen, tanzen wir hier draußen.“

„Was? die Eigertönigin? Ich werde mich hüten.“

„Ach, mach keinen Unsinn. Hier ist Deine Geige, die habe ich vorhin schon heimlich aus dem Saal stibigt. Los.“

Und nun klang der über-lichtige Rheinländer, und die übermüthigen Herren nahmen sich lachend in die Arme und tanzten drauf los, bis sie athemlos auf die Polster sanken. So gut amüsierte sich die Gesellschaft im Saale lange nicht, und ehe einer sich recht versah, war es zwei Uhr geworden.

Der feurige Champagner hatte aber schon seine Wirkung gethan.

„Na, mein Weibchen wird nette Augen machen.“ lachte der Künstler. „Brüder, ich glaube fast, ich finde mein Haus nicht mehr.“ Ich weiß kaum mehr, wo ich wohne.“

„Da kann ich Dir einen guten Rath geben: Liebe Deine Adresse auf Deinen Rücken und wirf Dich in den Briefkasten, dann bringst Du Dich morgen früh der Briefträger zu Deiner Frau.“

„Als Muster ohne Werth.“

„Au! Au! — Ich habe doch am Ende nicht den Haus Schlüssel vergessen? Gott sei Dank, da ist er.“

„Na, Norbertchen, wir bringen Dich nach Hause.“

Der Sprecher war noch verhältnißmäßig nüchtern und warf einem Freunde einen verständnißvollen Blick zu. Der verstand ihn sofort, und ehe der Musiker etwas merkte, hatten die beiden ihm den Haus Schlüssel verkauft. Dann nahmen sie ihn in die Mitte.

Man sagt, gewisse Leute, die von einer Soirée, wo es fabel herging, nach Hause torkeln, hätten einen guten Schußengel. So gelangten denn auch unsere drei glücklich zum Hause des Künstlers. Alles dunkel. Nirgendes war mehr ein Licht zu sehen.

Und Norbert zog seinen Schlüssel aus der Tasche, um nun der wohlverdienten Ruhe sich hingeben zu können. Aber wie wir schon wissen, paßte derselbe nicht.

„Er probirte und probirte: Der Schlüssel ging nicht in die Öffnung hinein. Mit schafsmäßiger Geduld begann er immer wieder von Neuem, während seine Freunde sich vor Vergnügen nicht zu lassen wußten.“

„Ihr habt mich ja gar nicht zu meinem Wohnhaus geführt. Das Haus paßt nicht zu meinem Schlüssel,“ polterte er endlich los.

„Aber Norbert, öffne doch Deine Augen. Das ist doch Deine Wohnung.“

„Zum Ausdud, ich weiß doch, daß ich meinen Haus Schlüssel eingesteckt hatte, als ich ging. Und da paßte er doch auch. Ist denn hier alles beher? Aufgemacht!“ brüllte er durch die stille Nacht, daß alle Nachbarn erschrocken aufstuhren. Oben öffnete sich ein Fenster, und eine Stimme schrie herunter: „Wer ist da?“

„Ich bin's,“ schrie Norbert zurück, „ich verlange Einlaß.“

„Das kann Jeder sagen.“

„Hier wohnt doch der Musiker Norbert Adelhofen.“

„Aberdenn, wenn Sie den Sprechen wollen, kommen Sie morgen am Tage. Der hat jetzt keine Sprechstunde.“ Klapp, flog das Fenster zu.

„Ich bin's doch selbst.“

Aber der Sprecher von oben schien schon wieder ins Bett getrocknet zu sein.

So rumorten die drei wohl noch eine Viertelstunde, als sich plötzlich wieder das Fenster öffnete und im nächsten Augenblicke aber auch die Untenstehenden meinten, es hätte ein Wolkenbruch über sie ergossen. Ein mächtiger Wasserquell hatte sie ernüchert.

„So,“ schrie die Stimme noch herunter, „jetzt werdet Ihr wohl Ruhe geben.“

Norbert sah seine Freunde und diese ihn erstaunt an, das heißt, so weit man sehen konnte. Dann aber schien er plötzlich einen Entschluß gefaßt zu haben, denn auf einmal nahm er seine Jacke unter den Arm und sprach: „Kommt, laßt man mich nicht hinein, so bleibe ich draußen. Wir gehen spazieren.“

Und weiter zog das Kleebald hinaus in die Nacht.

Ein Dorfwirthshaus. — Vor dem Hause brennt kein Licht, und das Schild mit dem bunten Ochsen ist nur tagsüber sichtbar. Und will man die Lodge nicht zu sehr beschmutzen, so müssen dieselben schon etwas empor gezogen werden, denn das Wasser hat sich in großen Pfützen vor der Hausthür angesammelt. Schon von ferne tönt uns Lärm und Getöse entgegen, doch keine Musik läßt sich hören. Es wird eine Hochzeit gefeiert; die Musikanten stehen im Saal unter den Leuten, und einer von ihnen ergreift gerade das Wort: „Wir sind nur bis 3 Uhr bestellt gewesen, und nun ist es gleich viere. Länger spielen wir nicht. Wenn Ihr jetzt noch nicht genug getanzt habt, seid Ihr auch um acht noch nicht zufrieden.“

„Ach Gott, Josef,“ wandte sich der Wirth an den Sprechenden, „wer wird das gleich so genau nehmen. Wir eine Stunde früher oder später kommt es ja gar nicht an.“

„Das glaub' ich schon, Dir nicht. Aber uns wohl. Wir sind seit Mittaa an der Arbeit und nun basta. Paßt es Euch nicht, dann steigt uns —!“

In dem Augenblicke öffnet sich die Thüre. Herein stolpern Norbert und seine Freunde, um sich großfürdig an einen der leeren Tische zu setzen, als ob ihnen die ganze Gesellschaft Würsch sei. Die Hochzeitsgäste betrachten erstaunt die ihnen fremden Eindringlinge, welche ihren Spaziergang schon bis auf das eine halbe Stunde entfernt gelegene Dorf ausgedehnt hatten.

„Wirth,“ schreit Norbert, „drei Bier!“

Der Wirth bedeutet allerdings den Dreien, daß sie nicht hierhin gehörten, aber unsere Freunde scheinen nicht aufgeleget, sich daran lehnen zu wollen, sondern behaupten, in einer Wirthschaft hätte jeder Platz, und wenn die da trinken und zehren dürften, so hätten sie wohl dasselbe Recht.

„Und nun also bringt uns das bestellte Bier.“

Die Gäste hatten sich schon neugierig um die Uebermüthigen gedrängt, als die Stimme des Musikanten wieder dazwischen fuhr: „Na, Wirth, hast Du Dich befohlen?“

„Ihr wollt uns doch nicht in der schönsten Freude sitzen lassen und uns keinen mehr zum Tanze aufspielen?“ wandte sich jetzt der Bräutigam selbst an die Musiker.

„Wir sind bis drei engagirt und —“

„Wenn die nicht spielen wollen, spiele ich,“ rief da auf einmal Norbert. „Kommt, Leute, Ihr sollt wahren so eines Starckopfes nicht um Euer Vergnügen kommen. Wo habt Ihr meine Geige?“

„Bravo,“ jubelten ihm seine Freunde zu. „auf's Orchester.“

Und ehe noch einer Einspruch erheben konnte, sah Norbert oben, setzte die Geige ans Kinn und fiedelte drauf los, daß es eine Lust war: Hopper, Walzer, Polka.

Und unten selbstredend sprang alles bunt durcheinander. Nur der Wirth brummete topfschüttelnd: „Wenn die Stadtleute ihre Mucken haben, dann —“

Die anderen Musiker aber sahen an einem Seitentische und waren nur von Zeit zu Zeit ergrimmt, Blide auf den fideben Spieler, der ihnen einen solchen Strich durch die Rechnung machte, während sie sich noch gefallen lassen mußten, von den Umstehenden weiblich gefächelt zu werden.

Da sprang der Sprecher von vorn auf: „Brauchen wir uns das eigentlich gefallen zu lassen?“

„Nein, durchaus nicht,“ fielen die anderen Musiker im Chor ein.

„Hat der Stadthans da oben ein Recht, uns ins Handwerk zu psuschen?“

„O was! Er soll sich herunter scheeren. Was thun die Kerls übrigens in einer geschlossenen Gesellschaft?“

„Vorant, herunter mit ihm.“

Schon nahmen sie eine drohende Haltung an.

„Du bist verrückt, mein Kind,“ fibelte es ihnen entgegen.

„Drauf, heraus mit ihnen, die haben hier nichts verloren.“

Aber die Gäste nahmen zum größten Theile Partei für Norbert und wollten die Musikanten zurückhalten. Doch schon hatte sich einer auf die Bühne geschwungen und versuchte, Norbert herunterzureißen. Nun wurde der aber auch zornig und packte seinen Widersacher an der Kehle, seine Freunde halfen ihm, und im Nu war die Reiterei im Gange. Krach, brach das so wie so schwankende Orchester in Trümmer. Norbert wollte seine Geige noch retten — aber vergebens. Noch ein klagernder Ton, und sie jerscheitete in Stücke. Jetzt hatte man ihn zur Thüre gebrängt — ein Stoß — und er lag vor derselben, während innen der Streit noch weiter wüthete.

Während der Rauferei hatte Niemand gemerkt, daß das Auge des Gefeges heimlich durch ein Fenster schaute, sich aber wohlweislich hütete, unter die Ergimmten zu treten. Aber jetzt war er zur Stelle und hatte gleich unsern armen Helden gepackt.

„Da haben wir ja den Ruheförder. Vorwärts, marsch!“

Der arme Mann ließ alles ruhig mit sich geschehen; er wußte kaum mehr, wie ihm war. Willenlos ließ er sich ins Spritzenhaus abführen. Seine Freunde konnten noch eben bemerken, daß er weggebracht wurde. Vorhichtig folgten sie.

So wanderten die zwei durchs Dorf zum Spritzenhaus. Hier angekommen, zog der mutbige Polizist einen Schlüsselbund aus der Tasche, öffnete die Thüre und stieß den Musiker ins Dunkel.

Krach, flog die Thüre ins Schloß, und Norbert befand sich allein. Er tappete im Finstern umher, raschelnd sprang eine Maus durchs Stroh, dann fürchterliche Stille. Endlich entdeckte er eine Stelle, die wohl als Brücke dienen sollte. Er warf sich hin, und bald lag er in friedlichem Schlummer.

Interdessen hatten sich die beiden lieben Freunde die Köpfe zerbrochen, wie sie den Musiker befreien konnten. Aber keinem wollte etwas einfallen. Der Polizeibediener zu ermorden und ihn seiner Schlüssel zu berauben, schien doch etwas zu gewagt — ihm ein Trinkgeld anbieten, ihm . . . Helfen aber mußten sie ihm.

„Ja Mettere mal aufs Dach und versuche, die Schindeln herabzujagen.“

„Bermüthlich ja, ein tolleraler Gedante. Leider bist Du bald so dick wie ich und beschal —“

„Nur probirt. Hilf mir beim Her-auffeigen.“

Glücklich gelangte er auf das nicht zu hohe Dach.

„Wenn nun jetzt Jemand kommt?“

„Dann sage ich, Du wärest mondsüchtig.“

„Und Du?“

„Ich paß auf, daß Dich Niemand anspricht.“

Vorhichtig kletterte er weiter, da, ein Schrei, ein Fall, verschiedene Zitzscherven flogen dem Untenstehenden auf den Kopf.

Norbert träumte gerade, ein Döfse käme auf ihn zu und wolle ihn auf seine Hörner nehmen, als ein schwerer Körper auf ihn stürzte. Er fährt erschrocken auf. Ein Aechzen und Köcheln erfolgt. „Norbert, ich bin's.“

Der Heruntergepurzelte schlägt Licht und dann liegen sich im Spritzenhause zwei Freunde in den Armen. Der Sturz hatte dem einen nichts geschadet. „Gott sei Dank, wir sind gerettet. Oben auf dem Dache sind die Ziegel entzwei. Das morsche Zeug gab nach,

und ich fiel hinab. Da steht ja fogar ne Leiter. Vorhicht, zünde noch ein Schwefelholz an —“

„Hinaus denn —“

„Außen harrete der Dritte rathlos. Da taucht ein Kopf aus dem Dach empor, dem ein Körper folgt. Dann wiederholt sich das Schauspiel nochmals. Beide machen einen Sprung und atmen die frische Nachtlust in vollen Zügen ein. Und nun nach Hause.“

Norbert in der Mitte seufzt fortwährend: „Meine Frau, was wird die sagen? In der zweiten Nacht unserer Ehe. Ich bin doch ein ganz miserables Subjekt.“

„Selbsterkenntniß ist der erste Schritt zur Besserung.“

„Auch Euch, die Ihr mich dazu verleitet.“

„Nur ruhig und fasselt nicht. Deine Frau bedauert Dich noch —“

„Bedauern? Haha! Wenn sie ein wenig was um mich giebt, muß sie mich höchstens ordentlich herabkapiteln.“

„Mensch, Du hast einen moralischen Magenjammer erster Ordnung. Sie bedauert Dich, und wenn eine Frau einen bemitleidet — na, dann liebst sie Dich — und mem hast Du das zu verdanken? Was, nur uns. Kommen wir zu Deiner Wohnung, so läßt Du Dich von uns heraufschleppen, sagst aber kein Wort.“

„Kein Wort?“

„Nein. Das andere besorge ich.“

Nachmals lugte der Mond durch die dunklen Wolken, um der Erde Lebewohl zu sagen und mit der Morgenröthe ein wenig zu lotetiren. Schon sandte die Sonne ihre ersten Strahlen und umgab die drei mit flüßigem Golde, da rissen diese an der Schelle des Hauses, wo sie des Nachts so schön empfangen wurden. Ein Dienstmädchen öffnet, und Norbert wird zu seiner Wohnung hinaufgeschleppt, während der dienbare Geist ihnen mit offenem Munde nachharrt. Durch das Gepolter hervorgerrieben, erscheint Frau Adelhofen auf der Bildfläche, wörtlich genommen, gerade nicht in Empfangstoilette unter der Thüre.

„Guten Morgen, Frau Adelhofen, erschrecken Sie nicht —“

„Was ist denn los?“ ruft sie verzweiflungsvoll.

„Ihr Mann ist —“

„Tobt? O sprechen Sie, tobt?“

„Nein, er lebt. Aber er wurde um Mitternacht, als er nach Hause gehen wollte, von einem unbekanntem Subjekte überfallen und wäre verloren gewesen, wenn wir ihm nicht zufällig hätten zu Hilfe eilen können.“

Norbert hatte Mühe, seinen Ernst zu beharren und die Rolle, die ihm aufgedrungen, durchzuführen.

„Wir nahmen ihn mit in unser Haus, trotzdem er fortwährend zu Ihnen weckte. Doch dünkte uns das zu gefährlich; man konnte ja alles nicht wissen. Da bringen wir ihn nun doch, Besorgen Sie ihm nur gleich ein wohlthues Lager.“

„Tausend Dank, meine Herren.“

Die Bösewichte aber madsten sich schleunigst aus dem Staube, und sie schleppte ihren Mann zum Schlafzimmert.

Der aber legte sich mit solcher Gelassenheit zur Ruhe, als ob er nie eine Soirée besucht, nie in einer Wirthschaft zum Tanze aufgespielt, nie hinausgeworfen worden sei, nie im Spritzenhause gefessen hätte, und schloß von neuem die müden Augen.

Seine Frau betrachtete ihn lange, lange. Dann hauchte sie einen innigen Kuß auf seine Lippen und zog die Gardinen fester zu, damit die Morgenfonne ihn nicht störe.

Und beim Hinausgehen murmelte sie stillbeglückt: „Also fortwährend wollete er zu mir. Der arme, liebe Mann . . .“

Junghäschchen.

Russische Skizze von E. L. Raft.

Ognev stand in der Hausthür und lächelte beglückt vor sich hin. Er war soeben in der Küche gewesen, hatte dort in Töpfe und Pfannen gekocht und freute sich nun auf das in Aussicht stehende schmackhafte Mittagessen.

„Da schwächen die Freunde immer, ich soll eine Frau nehmen,“ dachte er. „Dah ich ein Narr wäre! Hält Arinia Gawrilowna nicht musterhaft Ordnung im Haus? Und weiß sie nicht in der Küche Bescheid wie der beste Koch? Selbst Väterchen Jar müßte das zugeben, wenn er einmal bei mir äße.“

Er schob die Mütze aus der Stirn und wanderte gemächlich dem Teiche zu. Dort angekommen, blieb er stehen, legte die Arme auf den Rücken und sah, mit den kleinen Augen blinzend, auf das in der Sonne flimmernde Wasser.

„Man könnte fischen lassen zum Abend,“ ging es ihm durch den Sinn. „Arausuchen in saurer Sahne schmecken vorzüglich, auch in frischer Butter gerbraten sind sie keineswegs zu verachten. Hätte ich eine Frau, müßte ich mich ihrem Geschmaad fügen, wenn ich in Ruhe und Frieden leben wollte. Jetzt kann ich bestimmen, was gelodet wird.“

„He, Anthanas!“ rief er einem Bediensteten zu, der grüßend vorüber schritt. „Nichte das Reh her!“

Der junge Lithauer, ein schwarzlockiger, stämmiger Bursche, blieb stehen.

„Wann soll gefischt werden, gnädiger Herr?“

„Frage doch nicht so einfältig,“ tadelte ihn Ognew. „Jetzt gleich natürlich.“

Anthanas wollte fort.

„Wo wußt du denn hin? Ich habe doch noch mit dir zu reden,“ rief Ognew, leicht in Hitze gerathend.

Anthanas hielt den Kopf ein wenig gefenkt und sah den Herrn von unten herauf erwartungsvoll an.

„Eage mir,“ fragte Ognew, „wie steht's in diesem Jahr mit den Hasen? Werde ich im Herbst viele auf den Tisch bekommen?“

„Es wimmelt nur so auf dem Feld von Langohrigen,“ behauptete Anthanas, wohl wissend, daß er mit solch einer Nachricht den Herrn erfreute.

„Wirklich, Bruder?“

Ognev rieb entzückt die fetten, weißen Hände ineinander.

„Ich kann's beschwören,“ versicherte der Bursche feierlich.

„Das sind ja prächtige Aussichten,“ fuhr Ognew freudestrahelnd fort, fügte aber gleich darauf bekümmert hinzu: „Wenn mir nur nicht die wildbernen Hunde zu viel Junghäschchen wegfangen wollten! — Daß die Bauern die Thiere nicht an die Kette legen! Aber freilich, so brauchen sie die Bestien nicht zu füttern.“

Der gnädige Herr kann ja, wie im vergangenen Jahr, die fremden Hunde, die auf sein Feld kommen, einfach weg-schießen lassen,“ rief Anthanas unterwürdig, aber seine dunklen Augen funkelten boshaft und er lächelte verstohlen.

„Warum nicht gar!“ fuhr Ognew auf. „Damit die verdammten Bauern mir wieder heimlich Nachts vergiftetes Fleisch über die Mauer werfen sollen? All meine Hofhunde gingen daran zu Grunde. Uebrigens haben die Junghäschchen noch gefährlichere Feinde als die halbwildern, verhungerten Bestien.“

„Freilich,“ meinte Anthanas zu bemerken. „Die Krähen und Störche —“

„Anfinn!“ unterbrach Ognew ihn schroff. „Das ärgste Raubgefindel sind die Jungen aus dem Dorf. O, ich weiß das sehr wohl! Sie stellen den un-schuldigen, doch wenig vorsichtigen Häschchen wahrhaft räuberisch nach.“

Anthanas schüttelte ungläubig den Kopf.

„Irrt der gnädige Herr sich auch nicht? Was sollten die Kinder wohl mit den Thieren anfangen?“ meinte er, bemüht, den Verdacht Ognew's zu zerstreuen.

„Das will ich dir sagen, du Dummkopf. Sie schleppen die Beute nach Hause, und dort kommt sie in den Kochtopf,“ lautete die zornige Erwiderung. „Sollte es wirklich möglich sein?“ murmelte Anthanas scheinbar über-rascht.

„Es ist so!“ rief Ognew und schlug betrüffend mit der geballten Faust auf die Brust. „Und so wahr ich hier stehe, dem, der mir rath, wie ich der Bande das Handwerg legen kann, gebe ich auf der Stelle einen Silberrubel.“

„Nun denn, heraus mit dem Gelde, gnädiger Herr, es ist mein!“ sagte Anthanas in so bestimmtem Ton, daß Ognew sofort die Börse hervorzog und freudig erregt rief: „Helfer! Welter! Sprich, was ich thun muß, um meine Junghäschchen zu behalten.“

„Ganz einfach, gnädiger Herr. Ihr laßt im Dorf bekannt machen, daß jeder, der euch ein Häschchen lebend bringt, zehn Kopelen erhält. Dann werden die Thierchen nicht länger in den Was-gen der Bauern wandern, sondern die Kinder werden sie euch zutragen.“

„Du hast recht!“ schrie Ognew entzückt. „Freilich, lieber war' mir's, die Jungen stellen den Hasen überhaupt nicht mehr nach, allein das werden sie stets thun, daher bin ich schon froh, daß du mir einen Weg gezeigt hast, auf dem ich mir mein Eigenthum erhalte. Zehn Kopelen sind ja kein Sackful Geld.“

„Gewiß nicht,“ betraugte Anthanas und steckte den Silberrubel ein.

Am anderen Tage tauchte bereits frühmorgens ein Junge mit einem Häschchen auf dem Gutshofe auf.

„Was wußt Du?“ fuhr Arinia Gawrilowna ihn an, die gerade die Hühner fütterte.

„Anthanas erzählte gestern Abend im Dorf, daß der gnädige Herr von jetzt ab für jedes Junghäschchen zehn Kopelen geben würde. Da bringe ich ihm denn dieses hier,“ versetzte der Blondkopf.

Arinia Gawrilowna warf einen Blick auf das kleine, vor Angst bebende Thier und schüttelte mißbilligend den grauschattigen Kopf.

„Warten!“ gebot sie dem Jungen und suchte Ognew auf, der noch schlief. Sie weckte ihn, fragte, ob es sich wirklich so verhalte, wie der „Bengel“ gefagt, und hänbigte schließlich dem Hasenfänger zehn Kopelen ein mit der Weifung, das Thier auf dem Felde des gnädigen Herrn in Freiheit zu legen.

Der Junge dankte und verschwand. Am Nachmittage zahlte Ognew einem anderen Knaben zehn Kopelen aus.

So ging es eine ganze Woche lang. Tag für Tag mußte der Gutsherr ein Paar von seinen Hasen taufen.

„In diesem Herbst werdet ihr recht theueren Wildbraten speisen,“ bemerkte Arinia Gawrilowna grimmig, als am Sonntag in kurzen Zwischendäumen fogar drei Jungen mit je einem Häschchen erschienen.

„Der Bestand eines Weibes hat wahrlich in einer Ruß Blaz,“ fuhr Ognew auf. „Siehst du denn nicht ein, daß ich nur sehr wenig, ja vielleicht sogar gar keine Hasen auf den Tisch bekommen möchte, wenn ich sie nicht loskaufe?“ Er rief der Wirthschafterin, sich nicht um sein Wild, sondern um ihren Suppentopf zu kümmern.

Arinia Gawrilowna entfernte sich, leise vor sich hinsturend wie ein berriger Hund, der, den Jörn des Herrn fürchtend, nicht die Zähne zu zeigen wagt.

Als der Gutsherr aber eines Tages zu einem Nachbar gefahren war, mußte Arinia Gawrilowna wohl oder übel an seiner Statt zu einem „Bengel“ hinausgehen.

Unwillig holte sie zehn Kopelen aus der Tasche und hänbigte sie dem Rothkopf ein, dabei streifte ihr Blick das Häschchen, das ohne eine Spur von Furcht zu verrathen in einem unbedeckten Korbe saß.

Arinia Gawrilownas langes Gesicht wurde noch länger und ihre Augen funkelten wie die einer Beute wählenden Raube. Plötzlich lächelte sie jedoch, streichelte das Thierchen und nahm es auf den Arm.

„Warte hier einen Augenblick, Michailuscha,“ gebot sie süßlich. „Ich will dem Häschchen nur etwas Weißbrot geben. Es scheint hungrig zu sein.“

Sie eilte mit dem Thierchen davon und brachte es nach Ablauf weniger Minuten dem Jungen wieder zurück.

„Er hat gefressen,“ sagte sie. „Nun tolle dich.“

Michailuscha ging. Von diesem Tage an nahm Arinia Gawrilowna jedes Junghäschchen, das ins Haus gebracht wurde, in ihre Stube, um es dort zu füttern, wie sie sagte, während ihr Herr dem Ueberbringer zehn Kopelen aushänbigte.

Inzwischen waren zwei Wochen vergangen. Es war an einem Sonntag. Ognew saß gerade bei Tisch und lieh sich den Ferkelbraten gut schmecken, als die Wirthschafterin, ein Häschchen auf dem Arm, ins Zimmer trat.

„Draußen lauert schon wieder ein Junge auf Geld,“ meldete sie.

„Der Bengel soll warten!“ gebot Ognew und füllte seinen Keller mit Fleisch.

„Schön,“ sagte Arinia Gawrilowna, setzte den Hasen auf den Tisch, streichelte ihn und begann ihn zu füttern.

„Was machst du denn da?“ fragte Ognew verdutzt und hielt mit Essen inne.

„Seht ihr denn nicht? Ich gebe dem Thier Weißbrot,“ erwiderte Arinia Gawrilowna ruhig.

„Aber der Hase ist ja ganz zutraulich.“

„Warum sollte er nicht?“ meinte Arinia Gawrilowna harmlos. „Es ist doch ein guter Bekannter von uns.“

„Wa-as?“

Ognev harrete die Sprecherin fassungsvoll an.

„Nun ja,“ fuhr Arinia Gawrilowna scheinbar gleichgültig fort, während ihre dünnen Lippen ein boshafes Lächeln umspielte. „Ober erkennt ihr etwa das Birschchen nicht wieder? — Schaut her!“ Sie hob den Hasen empor und deutete auf seinen Leib. „Seht ihr, das dem Thiere hier und da ein Häuschchen Haar fortgeschritten ist?“

Ognev nickte, zu sprechen vermochte er nicht.

„Nun wohl,“ fuhr Arinia Gawrilowna fort, „das habe ich gethan, und zwar jedesmal, wenn ich das Thier wieder